

den Seiten vorher durch deren Vertreter selbst im Buch dargestellt wurden, ohne auf die entsprechenden Beiträge im Buch zu verweisen. Man kann der Autorin des Beitrages hier keinen Vorwurf machen, wohl aber der Herausgeberin, die für den Rahmen des Buches Verantwortung zeichnet. Etwas unverständlich bleibt auch die „Vorsicht“, mit welcher Salmon sich der Frage der Abgrenzung zwischen Pädagogik und Therapie nähert. Dies sei kein zentrales Thema des Buches, äußert sie in der Einleitung. Warum eigentlich nicht? Muß man hier jenseits jeglicher ideologischer „Grabenkämpfe“ fragen. Im Beitrag von Manuela Prause-Weber wird diese Frage auf eine beeindruckend klare Art und Weise behandelt, der Beitrag hätte aus meiner Sicht an den Anfang des Praxisteils gestellt werden müssen. Möglicherweise liegt nämlich genau hierin begründet, dass sich sowohl die Musiktherapie als auch die Musikpädagogik mit dem Thema Musik und Hörbehinderung etwas schwer tun. Mehr Mut zu klaren „Statements“ möchte man da der Herausgeberin zurufen.

Was bleibt ist ein Buch, das als Ganzes zwar hinter den Erwartungen zurückbleibt, das aber äußerst interessante Beiträge – nicht nur zum Thema „Hörbehinderung“ – enthält, die unbedingt gelesen werden sollten.

Hedwig Koch-Temming, Reha Consult gGmbH, Berlin  
hedwig.koch-temming@rehaconsult.org

**Ute Rentmeister (Hg.): „Lärmende Stille im Kopf“.  
Musiktherapie in der Psychiatrie.  
Reichert Verlag, Wiesbaden 2006, 108 Seiten,  
€ 19,90, ISBN: 3-89500-535-5**

Der Titel des Buches – der Ausspruch einer betroffenen Frau, die damit ihr Erleben in der psychischen Erkrankung zum Ausdruck brachte – macht neugierig. Er umfasst sofort das paradoxe Spektrum von dem, worum es in der musiktherapeutischen Arbeit mit psychisch kranken Menschen geht: der „Polarität(en) von Lärm und Stille in der Musiktherapie und dem Raum, der dazwischen liegt“ (Rentmeister). Den hohen Erwartungen, die mit dem Titel geweckt werden, kann der Sammelband von den Vorträgen der Tagung vom 4. und 5. März 2006 unter dem gleichen Titel am Freien Musikzentrum in München durchaus gerecht werden. Das ist auch der stimmigen Zusammenstellung durch die Herausgeberin zu verdanken. Herausgekommen ist eine gelungene, abwechslungsreiche und vielseitige Beitragsammlung mit sehr unterschiedlichen Aspekten der musiktherapeutischen Arbeit in der Psychiatrie, die sowohl theoretische Konzepte als auch deren praktische Umsetzungen darstellt.

Mit einem provozierenden Titel wird der Band mit dem Beitrag von Alois Fürmaier eröffnet: „Kreativität versus Technisierung und Menschenverwaltung“. Der Autor

fragt darin, ob Psychiatrie und Musiktherapie einen unüberbrückbaren Gegensatz darstellen und bezieht die Probleme, die Musiktherapeuten in der Psychiatrie immer wieder erleben, auf die Eigenschaften musiktherapeutischen Arbeitens. Der scheinbare Gegensatz ist aber nur ein „theoretischer“, in der Praxis ist die Musiktherapie in einer modernen Psychiatrie nicht mehr wegzudenken und sie expandiert trotz der zunehmenden Tendenz in den psychiatrischen Krankenhäusern zur Technisierung und Menschenverwaltung.

Der Bedeutung des Sprechens und der Sprache in der Musiktherapie – paradoxerweise dem größten Teil einer musiktherapeutischen Sitzung – und dem Wechselspiel zwischen Musik und Sprache widmet sich Manfred Burghardt in seinem Artikel „Musik ist verwandeltes Leid“. Er beschreibt die verschiedenen Ebenen, in denen verbale und non-verbale Kommunikation geschieht und wie über die Wandlungen von diffus Erlebbarem in Musik etwas sinnlich Erfahrbares wird, das durch weitere Wandlung in Worte begrifflich erfasst werden kann und über viele weitere Wandlungen schließlich zum integrierten Bestandteil beim psychisch Kranken wird.

Besonders beeindruckend finde ich den Vortrag von Dorothee Storz mit dem Titel „In mir fällt alles auseinander“. Darin beschreibt die Autorin kurz und prägnant die Anfänge der kurztherapeutischen Psychotherapie und deren theoretische Grundlagen. Sie stellt auf diesem Hintergrund die Grundzüge der Fokalen Musiktherapie dar und kommt schließlich über die Zwischenschritte der konkreten (musik-)therapeutischen Haltung und (musik-)therapeutischer Techniken zu einer spannenden Fallgeschichte. Der Artikel zeigt, wie praktisch eine gute Theorie in der therapeutischen Arbeit sein kann und – „rückwärts gelesen“ – wie sich gute theoretische Therapiekonzepte aus der sensiblen Beschreibung und Erfassung der Fallgeschichten entwickeln.

Vertieft wird die Beschreibung aus der alltäglichen musiktherapeutischen Arbeit in der Psychiatrie durch den Artikel von Heiko Isermann: „Musiktherapie in der Behandlung schizophrener Patienten“. Hier kann der Leser über die Beschreibung von vier länger auseinander liegenden Musiktherapiesitzungen verfolgen, wie sich Veränderungen in der Behandlung ereignen und „hörbar“ werden.

Auch Jos de Baker beschäftigt sich mit den Prozessen in der Musiktherapie in seinem Beitrag: „Musikalische Form und Psychose. Eine klinische Forschung“. Er geht sehr detailliert auf die Entwicklung vom „sensoriellen Spiel“ – das charakteristisch für psychotische Patienten ist – zur musikalischen Form im musiktherapeutischen Kontext ein. Diese Entwicklung wird nur möglich über die Synchronizität von Patient und Therapeut. Im Folgenden widmet sich de Baker sehr genau den musiktherapeutischen Interventionen, wobei ihm jedoch wichtig ist hervorzuheben, dass diese Techniken intuitiv im therapeutischen Prozess entstehen und nicht „angelernt“ werden können. Vielmehr ist die Reife des Therapeuten, der über Eigenanalyse und Supervision die Entwicklungsprozesse und die damit verbun-

denen Schmerzen aus eigener Erfahrung kennt, ein entscheidendes Kriterium in der Behandlung psychischer Störungen. Der Therapeut muss die Wachstumsprozesse genauso gut kennen wie die Dynamiken, durch die diese verhindert werden. Dieser Artikel bringt die musiktherapeutischen Prozesse prägnant auf den Punkt und macht gerade deshalb auf die Notwendigkeit aufmerksam, auch in Zukunft durch klinische Forschungen die innere Welt der psychiatrischen Patienten besser erfassen zu können.

Einen an statistischen Methoden orientierten Beitrag stellt Christian Gold unter dem Titel „Wirksamkeit von Musiktherapie bei Schizophrenie“ zur Verfügung. Auch nach den Kriterien der heute anscheinend populären „evidenzbasierten Medizin“ lässt sich die Wirksamkeit der Musiktherapie mit psychotischen Patienten nachweisen. Ich frage mich aber dennoch, ob die Musiktherapeuten gut beraten sind, den Wissenschaftskriterien zu folgen, die sich in der Medizin selbst bereits überlebt haben. Die Mediziner ihrerseits suchen ja mittlerweile nach neuen Wegen – die gerade in den kreativen Therapieformen zu finden sind! Im abschließenden Artikel von Walter Tröbinger: „Wie das Kaninchen der Schlange entkommt“ werden wieder zwei packende Fallbeispiele beschrieben. Tröbinger gelingt es gut, musiktherapeutisches Arbeiten und Chancen und Grenzen dieser Behandlungsform darzustellen. Dabei kommt er zum Schluss auch auf wichtige gesundheitspolitische Aspekte zu sprechen.

Ich kann mich nur noch den Worten aus Ute Rentmeisters Vorwort anschließen: Der Band vermittelt konzentriertes Erfahrungswissen aus Theorie und Praxis für den Bereich der Psychiatrie und bietet in diesem Sinne wertvolle Anregungen. Letzteres gilt sicher für die notwendigen weiteren Forschungen zur Musiktherapie in der Psychiatrie. Dann lassen sich auch die Konzepte zur Behandlung schwerstgestörter Menschen mit Hilfe der Musik weiter entwickeln. Denn über die Musik kann man m. E. gut mit psychotischen Menschen in eine intensive therapeutische Beziehung treten, um diesen Menschen, die häufig als „nicht therapiefähig“ klassifiziert werden, zu helfen.

Ulrich West, Psychologischer Psychotherapeut, Musiktherapeut, Musiker.  
Stationsleiter Entwöhnungstherapie in den Rheinischen Kliniken Langenfeld.  
Arbeitsschwerpunkte: Psychotherapie, Suchtforschung, Musikpsychologie,  
[www.heavens-under-sea.de](http://www.heavens-under-sea.de)  
[Uli.West@web.de](mailto:Uli.West@web.de)